

Mysterium fast ganz abhanden gekommen ist. Wir singen zwar: „Gott ist gegenwärtig“, aber Gott bleibt uns meist fern. Der lehrhafte Charakter überwiegt zu sehr, und das nicht erst seit gestern und ehegestern. Schon Luther hat den Gottesdienst vorzugsweise unter dem Gesichtspunkt der Belehrung für die betrachtet, „die noch Christen sollen werden oder noch stärker werden“. . . . Von dieser Anschauung ausgehend verfuhr die Rationalisten nur folgerichtig, wenn sie „alles Singen und Klingen“ zugunsten der „vernünftigen“ Predigt möglichst herabsetzten. So wurde die reformatorische Kirche zur Schule, der Gottesdienst zum Unterricht, die Predigt zum Kanzelvortrag; und dabei ist es bis heute größtenteils geblieben. Die Feier des heiligen Abendmahls, der einzige Kultbestandteil, den noch ein Schimmer des Mysteriums umweht, ist aus dem Gemeindegottesdienst hinausgedrängt, und dieser ist nach gemeinprotestantischer Anschauung nur der Predigt halber da. . . . Nun macht sich innerhalb des Protestantismus seit mehr als hundert Jahren in zunehmendem Maße die Sehnsucht nach dem Mysterium bemerkbar; aber sie sucht ihre Befriedigung vorzugsweise in der künstlerischen Darbietung, nicht im Gottesdienst. Man erbaut sich am „Parfival“, der in mehr als einem Punkte mit der „Messe“ verwandt ist, und diese selbst verabscheut man. Wenn ich recht sehe, ist zwar auch den Gottesdienst betreffend das Gefühl eines Mangels weithin lebendig, nicht aber ein klares Bewußtsein, woran es eigentlich fehlt.“ Ziller fügt noch bei, daß gegen die Messe auch vom protestantischen Standpunkt aus nicht so viel Bedenken gelten, als es scheinen möchte; seine Andeutung, daß die Messe als immerwährende Vergewärtigung des Opfertodes Christi für den modernen Menschen sogar einen Vorzug habe vor der Beschränkung auf die örtlich und zeitlich weit entrückte Tatsache des ersten Karfreitags, ist ein Gedanke, der sich den Vorwürfen Eudens und anderer, das Christentum könne die Modernen nicht zufriedenstellen, weil diese über vergangene Tatsachen hinaus ewig neues Erleben suchten, wirksam entgegenstellt.

Freilich dringt auch Ziller im Verständnis des Messopfers nicht durch. Wie „N.“ kommt er alsbald an Gräben, über die er sich nicht hinwegzusehen weiß: Mißverständnisse, Vorurteile, Irrtümer. Er will zwar, daß die Konfessionen bleiben, auch die katholische, erhofft aber für diese wie für den Protestantismus die rechte Vertiefung und damit für beide den vollen Einklang tieferen religiösen Empfindens von der gegenwärtigen Kriegsröhmigkeit, die eine Art Mystik, ein neuartiges Erleben Gottes sei. Wir können diese Erwartungen des Verfassers nicht teilen. Immerhin ist es erfreulich, daß Andersgläubige manchmal ein Stück weit das Unjere verstehen und eine Weile mit uns empfinden.

Otto Zimmermann S. J.

Sven Hedin an der Ostfront.

Aus der Flut der Kriegsliteratur ragt wieder als bedeutende Erscheinung hervor Sven Hedins neues Buch „Nach Osten“. Es umfaßt das halbe Jahr vom März bis August 1915. Die Kriegsergebnisse dieser Zeit sind unterdessen auch durch die Tagespresse eingehender bekannt geworden; was diesem Buche

seinen eigenen Reiz und Wert verleiht, sind die allgemeinen Urteile eines bedeutenden Mannes, eines Neutralen mit ausgeprägtem Rechtsinn, dem durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu unsern hervorragenden Heerführern mehr als andern zu sehen und zu hören vergönnt war.

Als Zweck seiner Reise nach Ostpreußen bezeichnet Sven Hedin die Absicht, sich mit eigenen Augen von den Wirkungen einer russischen Invasion zu überzeugen. So treffen wir ihn zuerst im „Hauptquartier Ost“ bei Hindenburg. Der Feldmarschall hatte ihm schon nach Berlin seinen Willkommgruß telephonisch vorausgeschickt. Der Eindruck, den Sven Hedin aus dem persönlichen Umgang mit Hindenburg gewinnt und schildert, liefert wertvolle Züge zum Charakterbilde dieses neuen deutschen Nationalhelden. Er erscheint ihm als „die verkörperte Zuversicht und Zuverlässigkeit, eine Atmosphäre von unerschütterlicher Ruhe ausstrahlend“. In seiner Nähe begreife man etwas von der Macht der Persönlichkeit im Kriege, der Macht, mit der der Heerführer über die Massen gebietet. In Hindenburg ist „das starke Gemüt“ verkörpert, das der Kriegsfilosoph Clausewitz beschreibt als ein Gemüt, „das nicht bloß starker Regungen fähig ist, sondern das bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so daß trotz der Stürme in der Brust, der Einsicht und Überzeugung wie der Nadel des Kompasses auf dem stürmbewegten Schiff das feinste Spiel gestattet ist“. Hindenburg ist überaus einfach und anspruchslos. Als Sven Hedin auf die Befriedigung hinwies, die dem Feldmarschall der Gedanke, das bedrohte Vaterland befreit zu haben, erwecken müsse, äußerte dieser: „Ja, sehen Sie mal, Herr Doktor, ein Soldat muß auch Glück haben.“ Für seine großen Siege gibt Paul v. Hindenburg in erster Linie Gott die Ehre, der mit ihm gewesen, dem Kaiser, der ihm den verantwortungsvollen Posten im Osten anvertraut hat, Ludendorff, dem klarschauenden Generalstabschef, seinem ganzen ausgezeichneten Offizierkorps und schließlich, aber nicht zum wenigsten, seinen tapfern Truppen. Für seinen Teil erhebt er keinen Anspruch auf Auszeichnung oder Ruhm und bleibt demütig vor Gott und den Menschen. Charakteristisch für ihn ist sodann, daß er während des russischen Feldzuges seine Friedensgewohnheiten so gut wie gar nicht geändert hat. Er arbeitet, geht spazieren, ißt und schläft zur selben Zeit und ebensolange wie im Frieden. Er hält fest an dem, was ihm einmal lieb und nützlich geworden ist und was ihm wohlbekommt.

Sven Hedin will sich also in Ostpreußen ein Urteil darüber bilden, „welche Fortschritte die von den Westmächten so gepriesene russische Kultur in den letzten 200 Jahren gemacht hat“, ob sie wirklich höher stehe als die deutsche, und ob es für die Menschheit ein Gewinn sei, wenn die deutsche vom Erdboden vertilgt und durch die moskowitzische ersetzt werde. Welche Erfahrungen macht er? Er schreibt: „Auf dem Tisch vor mir liegt ein ganzer Haufen beschworener Dokumente in Abschrift. Es sind Protokolle über die Verhöre derjenigen, die von den losgelassenen Kosaken gequält und geschändet wurden. . . . Die allermeisten sind derart, daß sie nicht im Druck wiedergegeben werden können. Sie strotzen von einem furchtbaren Realismus und schildern Gräulichkeiten bis in die kleinste Einzelheit.“ Er sieht ab von Auszügen aus dieser Sammlung und will nur das

wiedergeben, was er mit eigenen Augen gesehen und aus erster Hand erfahren hat. So bekommt er einen Auszug zu Gesicht aus einer Order des dem XX. Armeekorps angehörigen 113. Infanterieregiments, in dem es heißt: „Auf höchsten Befehl wird die genaue Ausführung der Worte des Oberbefehlshabers in Erinnerung gebracht, daß beim Angriff alle männlichen Ortseinwohner arbeitsfähigen Alters vom 10. Jahre an vor die Front zu treiben sind.“ Im ganzen Regierungsbezirk Gumbinnen wurden 9825 Häuser völlig zerstört, 7000 zur Hälfte oder teilweise. 300 000 Menschen in der heimgesuchten Provinz haben materiellen Schaden erlitten; 4000 verschiedenen Alters und Geschlechtes sind bei der ersten Invasion nach Rußland oder nach Asien fortgeschleppt worden. Die Russen haben unzählige mit Möbeln vollbeladene Büge fortgeführt. Jedes einzelne Haus in Städten und Dörfern war seiner besseren Möbel beraubt. Am 5. September sollten in Stallupönen acht Personen gezwungen werden, gegen ihren Willen folgendes Schreiben zu unterzeichnen: „Wir Unterzeichneten erkennen hiermit an, daß die Stadt Stallupönen vom deutschen Militär und von deutschen Zivilpersonen geplündert und in Brand gesteckt worden ist.“ Vier von den ausgewählten Personen weigerten sich, ihren Namen unter diese Büge zu setzen. Man begnügte sich mit den vier, die sich überreden ließen, und kaum hatten die Russen das Schreiben in der Hand, so begannen sie die systematische Plünderung. Nicht während des Kampfes wurde Stallupönen verwüstet, sondern als die Russen im unbestrittenen Besitz der Stadt waren.

Diese und eine große Menge ähnlicher, ebenso sicherer Erfahrungen reizen den rechtlich denkenden Neutralen zu einem Vergleiche zwischen Ostpreußen und Belgien. Er kommt zu folgendem Ergebnis: „Über die Verwüstungen in Belgien hat man zur Zeit und Anzeit und zum Überdruß reden hören, und eine ganze Literatur von Bügenschriften ist über sie veröffentlicht worden. Unter dem Schutze der Westmächte hat diese Literatur ihre Runde durch die Welt gemacht und auch in neutralen Ländern willige Abnehmer und Übersetzer gefunden. Man hat aber nichts davon gehört, daß irgendein fremder Staat sich Ostpreußens angenommen und der Welt die Dokumente über die Verwüstung dieser unglücklichen Provinz vorgelegt hätte. . . Die Verwüstungen in Ostpreußen sind ungleich schwerer; die Russen haben willkürlich, ohne militärische Gründe alles niedergebrannt und verwüstet; ihre Verheerungen sind nicht Strafmaßregeln, sie entstammen reiner Zerstörungslust.“

Am letzten März reist Sven Hedin zur österreichisch-ungarischen Armee. Was er hier erlebt und erfährt, läßt ihm den russischen Volkscharakter „wirklich eigentümlich“ erscheinen. In Ostpreußen zeigt der Russe die greulichste Barbarei, hier in Galizien dem Anscheine nach die größte Gutmütigkeit. Am Osterabend waren zwei russische Offiziere unter dem Schutz einer Parlamentärflagge an eine österreichische Infanteriestellung herangekommen. Ihr Anliegen war — eine Einladung des Offizierkorps des 241. russischen Infanterieregiments an die zunächststehenden österreichischen Offiziere, herüberzukommen und mit ihnen Ostern zu feiern. Nichts Schlimmes sollte ihnen widerfahren, und nach den Feiertagen, die diesmal in

beiden Lagern zusammenfielen, sollten sie unangetastet zurückkehren. Die Einladung wurde natürlich nicht angenommen, aber die beiden Russen wurden wieder entlassen, nachdem sie auf Ehrenwort versprochen, nichts von dem zu verraten, was sie bei den Österreichern gesehen hatten. Am Sonntagmorgen kamen an einem andern Punkte russische Soldaten ebenfalls zu den Österreichern herüber mit Schüsseln voll Ostereiern, auf die sie „Glückliche Ostern“ gemalt hatten. Am Weihnachtsabend hatte man an einem Baumstamm vor einem Fort von Przemyśl folgenden Brief angeschlagen gefunden: „Wir wünschen von ganzem Herzen den tapfern Verteidigern der Festung ein ruhiges, fröhliches Weihnachtsfest. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Gott gebe die Erfüllung Ihrer Wünsche. Dies ist der aufrichtige Wunsch der Offiziere und Mannschaften der 5. Batterie der 10. Artilleriebrigade.“

Zu unterscheiden von der offiziellen Kriegspartei und den Führern ist die Masse des russischen Volkes. Alle russischen Gefangenen, mit denen Sven Hedin in Suwalki und anderwärts sich unterhielt, verurteilten den Krieg; alle waren froh, daß sie gefangen waren, und hatten nie erfahren, weshalb sie sich schlugen. Auf die Frage: „Warum seid ihr in diesen fürchterlichen Krieg gezogen?“ war die gewöhnliche Antwort: „Dafür können wir nichts. Die Obrigkeit hat uns dazu gejagt und gezwungen. Wir haben nur zu gehorchen.“ Gutmütig, offenerzig, geduldig sind sie immer. Die Russen sind ohne Zweifel ein religiöses Volk. In den verheerten und niedergebrannten Dörfern blieben die Kirchen stets unberührt, falls man nicht auf den Türmen Beobachtungsstände vermutete. An religiösen Gegenständen gingen sie vorüber. Aber sie sind auch nicht wenig abergläubisch und an Außersichtlichkeiten hängend, geht doch die russische Kirche schon Jahrhunderte den Weg des Schismas. Nach Aussagen russischer Gefangener hatten ihre Kameraden in den Schützengraben oft über den Mord von Serajewo gesprochen. Sie fühlten sich mitschuldig, da sie auf derselben Seite kämpften wie die Serben, und in ihrer aufgeregten Phantasie hatten sie Furcht bekommen, der ermordete Erzherzog könne umgehen. Daher verabredeten sie untereinander, wenn sich eines Nachts vor ihren Schützengraben ein weißer Reiter auf weißem Pferde zeige, ihre Waffen niederzulegen, sich zu weigern, auf die Österreicher zu schießen, und sich gefangen zu geben.

Sven Hedin fand und las auf seinen Wanderungen durch die Schützengraben eine Menge Briefe von Angehörigen russischer Soldaten, die nun das Schlachtfeld als Leichen bedeckten. Sie verraten Treue in der Ehe, Liebe zur russischen Erde und zum Heimatdorf, Sehnsucht nach den Abwesenden und nach Frieden, festes Vertrauen auf Gottes Hilfe und Glauben an ein Wiedersehen, wenn Gott in seiner Gnade es gestattet. Nirgends ist in diesen Briefen etwas von Haß zu finden. Stundenlang könne man Seite um Seite lesen, und niemals werde man ein unfreundliches oder böses Wort über den Gegner finden. Wenn sie sehen, daß das Kriegsglück gegen sie ist, so suchen sie nicht Ersatz und Trost in feigen und ungerechten Beschuldigungen wegen Grausamkeiten und Verbrechen, die der Feind begangen haben soll. Diese Zurückhaltung ist ein sympathischer

Zug all dieser russischen Briefe und wirft einen versöhnenden Schimmer auf dieses Volk. Leider ist aber auch diese Schönheit zum Teil ein Blendwerk. Denn in den stillen Häusern, aus denen diese zurückhaltenden Briefe flammen, wurden die Söhne erzogen, die sich durch ihre Gewalttaten und Grausamkeiten mit Schande bedeckt haben. Die russischen Bauernhäuser sind schlechte Erziehungsanstalten. Die Kinder darin bleiben immer Kinder; sie sind passiv und können keinen Gedanken zu Ende denken. Die jahrhundertlange Leibeigenschaft liegt ihnen noch im Blute. Die Freiheit hat noch keine tiefen Wurzeln in der schwarzen Erde geschlagen. Der Leibeigene braucht nicht selbst zu denken und zu handeln, das tut sein Herr für ihn. Daher der sklavisch unterwürfige Gehorsam gegenüber dem Zaren, der Obrigkeit, dem Offizier. Der Muschik aus Ufa und Perm hat niemals etwas davon gehört, daß Nachbarn, die Tausende von Werst entfernt sind, sein Land hätten angreifen wollen. Aber er geht doch in den Tod, weil es ihm befohlen ist, das zu tun, und weil er gewöhnt ist zu gehorchen — ohne Disziplin. Die russische Volksseele ist ein Tummelplatz von Extremen. Auf der einen Seite die liebenswürdigen, zarten Gefühle, wie sie in jenen Briefen Ausdruck finden, auf der andern eine Grausamkeit, die mehr als bestialisch ist. „Kraße den Russen, und der Tatar kommt zum Vorschein“, sagt ein französisches Sprichwort.

Sehr interessant berichtet Sven Hedin über die Zustände in der Stadt und Festung Przemyśl während der verschiedenen Belagerungen. Seine Gewährsmänner sind katholische Priester, die während der ganzen angstvollen Zeit auf dem Platze geblieben waren. Die Kriegsvorbereitung der Festung dauerte von Mitte August bis 20. September. Die meisten Dörfer und Höfe innerhalb des Fortgürtels und im Bereich der Festungsartillerie wurden niedergebrannt, die Bewohner mit der Eisenbahn fortgeschafft. Mangel an Lebensmitteln war nicht zu bemerken, alles war noch billig. Anfang August wurde durch eine Sammlung für Kriegszwecke eine Million Kronen in Przemyśl gespendet. Die Stimmung war hoffnungsvoll und begeistert. Aber als die ersten Züge mit Verwundeten hereinkamen, sank die Stimmung wieder. Mitte September kamen die Hiobsposten. Die Russen drangen immer näher an Lemberg heran; die Bevölkerung floh. Am 20. September begann die Einschließung der Stadt Przemyśl durch die Russen. Ihr Sturm mit 70 000 Mann beim Fort Siebliſka wurde durch vernichtendes Feuer abgeschlagen, und sie mußten sich unter ungeheuern Verlusten zurückziehen. Am 10. Oktober wurde ein Dankgottesdienst gehalten, fünf Tage hatte man Ruhe. An einem der ersten Tage des November weilte der Thronfolger in Przemyśl. Am 4. ging der letzte Zug ab; am 6. kam zum letztenmal die Post; am 8. hatten die Russen die Einschließung der Festung vollendet. Przemyśl hatte 54 000 Einwohner; die Zahl war zwar auf weniger als die Hälfte gesunken; trotzdem war die Zahl der „unnützen Mäuler“ andauernd zu groß. Das Verhältnis von Bevölkerung und Militär war das allerbeste. Man tat alles, um den Mut der Bevölkerung aufrecht zu erhalten. Der Unterricht in den Schulen ging seinen gewöhnlichen Gang. Die Vorräte

schrumpften mehr und mehr zusammen. Seit Mitte Dezember aß man Pferdefleisch. 3000 Personen wurden durch vier öffentliche Küchen gespeist. Fürst Radislaus Sapieha versorgte Bürgerschaft und Armee kostenlos mit Holz. Russen und Österreicher benutzten an ein paar Stellen die Brunnen gemeinsam; aber die Wasserträger mußten unbewaffnet sein. Als die Russen erfahren hatten, daß die Eingeschlossenen von Pferdefleisch lebten, hörte man sie in den Schützengraben wiehern. Die Österreicher rächten sich damit, daß sie eine Dreschmaschine aufstellten, die von den Russen dann zusammengeschossen wurde. Am 20. März war der Proviant so gut wie zu Ende. In der Nacht vom 21. zum 22. schoß man aus allen Forts, um die Munition zu verbrauchen. Am Abend des 21. wurde bekannt gemacht, daß am folgenden Morgen von 5 Uhr ab alle Festungswerke und Brücken über den San in die Luft gesprengt werden sollten, und die Bevölkerung wurde aufgefordert, Anstalten zu ihrer persönlichen Sicherheit zu treffen. Punkt 5 Uhr flog das erste Fort in die Luft. In ein paar Stunden wurden Werte von vielen Millionen Kronen zerstört. 700 noch vorhandene Pferde tötete man, damit sie den Russen nicht in die Hände fielen. Die Stimmung der Bevölkerung war äußerst gedrückt. Der Kommandant, General Kusmanef, der am 5. Oktober 1914 auf das Kapitulationsangebot Radko Dimitriews erwidert hatte: „Ich halte es für unter meiner Würde, auf Ihr schimpfliches Anfeuern eine meritatorische Antwort zu geben, Festungskommandant“, er konnte jetzt nur die Übergabe anbieten. Am 22. März 10 Uhr vormittags zogen die Russen pfeisend und singend ein. Die Bevölkerung hielt sich still. Proviant wurde herbeigeschafft, aber teuer verkauft. Man konnte jedoch über das Auftreten der Russen sonst nicht klagen; Plünderung war bei Todesstrafe verboten, und ein paar unbotmäßige Leute wurden erschossen. Die Garnison wurde mit der Bahn oder zu Fuß nach Lemberg geschafft und gut behandelt. Die Russen führten sofort russische Verwaltung ein. Am 23. April hielten der Zar und Großfürst Nikolajewitsch im Automobil ihren Einzug. Die Schulkinder wurden zum Empfang auf die Straße befohlen, sonst durfte sich niemand dabei zeigen. Einige behaupten indes, der Zar sei gar nicht da gewesen. Am 10. Mai wurden alle Juden ausgewiesen. Der Kommandant hatte zur Seite einen Bischof mit langem Haar und Bart, der wohl den Boden für das griechisch-katholische Glaubensbekenntnis vorbereiten sollte. Aber diese und andere Absichten gelangten nicht mehr zur Ausführung. Die große Offensive der Verbündeten war bereits im Gang. Eines Tages hörte man in Przemyśl wieder den Donner österreichischer Kanonen. Die Russen schienen unschlüssig; ein paarmal räumten sie im Dunkel der Nacht die Festung, kamen aber am Tage wieder. Als ihnen die Einschließung drohte, zogen sie am Abend des 2. Juni mit allem, was sich noch an Material vorfand, ab. Am 3. Juni nachmittags $\frac{1}{2}$ 4 Uhr zogen die ersten deutschen und österreichisch-ungarischen Patrouillen in die Stadt ein und wurden mit großer Begeisterung empfangen. Am 5. Juni betrat Sven Hedin die von den überstandenen Prüfungen noch ermattete Stadt und hörte und sah, daß die Russen in den Wohnungen alles Hausgerät zerstört oder weggeschleppt

hatten. Ebenso wie in Ostpreußen hat der Feind den größten Schaden beim Abzug angerichtet.

Am 22. Juni zieht Sven Hedin mit den Siegern in Vemberg ein. Bei einem Abstecher nach Wien überzeugt er sich auch hier, daß kein Monarch unserer Zeit der Gegenstand größerer Achtung und Liebe ist als der betagte Herrscher auf dem Throne der Habsburger; wie sein Name mit fast religiöser Verehrung genannt wird, wie der Jubel nie herzlicher und wärmer schallt, als wenn der Kaiser sich zwischen der Hofburg und Schönbrunn in seinem Wagen zeigt. Eine volle Stunde hatte Sven Hedin die Ehre, sich mit dem Kaiser in Privataudienz zu unterhalten. Das Gespräch drehte sich ausschließlich um den Krieg; Sven Hedin mußte über seine Fahrten nach der Ostfront berichten. Der Kaiser erkundigte sich, wo und unter welchen Verhältnissen er mit den Erzherzögen Friedrich und Joseph Ferdinand zusammen gewesen sei, und sprach mit größter Wärme von den unschätzbaren Diensten, die Conrad von Hötzendorf dem Reiche und ihm selbst geleistet habe. Die Äußerungen des Kaisers über Italien muß Sven Hedin als sein Geheimnis bewahren, nur soviel verrät er, daß der treulose Friedensbruch des Bundesbruders den Kaiser aufs tiefste schmerzt hat.

Leider hält sich dieses zweite Kriegsbuch Sven Hedins nicht frei von konfessionellen Entgleisungen. Wenn er es über sich bringt, Sigismund III. einen rosenkranzbetenden „Papstnecht“ zu nennen, so muß das um so mehr befremden, als auch in dem deutschen und österreichisch-ungarischen Heere, dessen Großtaten er mit solcher Begeisterung zu schildern weiß, viele Hunderttausende „rosenkranzbetender Papstnechte“ stehen, die diesen Mangel konfessionellen Feingefühls peinlich empfinden werden.

Alfred Göbel S. J.



Gegründet 1865
von deutschen
Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatsschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Mudermann S. J., München, Gifelastraße 31 (Fernsprecher: 32 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., G. A. Krose S. J., R. v. Kostik-Wiened S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herder'sche Verlags-handlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.